

Arzte sind davon nicht ausgenommen, sonnambul werden zu können; sie zeigen dann dieselben Fähigkeiten, nur daß sie ... vermöge der hinzukommenden medicinischen Kenntnisse ihre Diagnose bestimmen und in der Sprache der Wissenschaft abgeben können. Ein junger Mediciner, der über eine Sonnambulie sich so aussprach, wie er es eben auf der Universität gelernt hatte, wurde hierauf selbst vom Magnetiseur in Sonnambulationsversuche versetzt. In diesem Zustande machte er sich über sich selbst lustig, verwarf die von ihm für seine Kranken verordneten Mittel und nannte sich einen Einsattpinsel. Wieder erwacht erstaunte er über die von ihm gegebene und nun gut gezeigte Diagnose und über die genaue Abschätzung der von ihm verordneten Heilmittel. In einem anderen Falle magnetisierte Graf Konitar, in größerer Gesellschaft abseits sitzend, eine Kranke, und zog einen skeptischen Arzt hinzu, der sich neben die Kranke setzte. Sie schloß diesmal nicht ein, an ihrer Stelle der empfänglichere Arzt. Anfänglich glaubte man, er spaße; als sich aber herausstellte, daß er in der That sonnambul sei, wurde er gefragt, ob er nun an den animalischen Magnetismus glaube. „Wie könnte ich in meinem jetzigen Zustande daran zweifeln?“ entgegnete er. Er verlangte geweckt zu werden; aber der Magnetiseur vertiefte seinen Schlaf und nun mußte er die Diagnose aller Anwesenden vornehmen und Jeder verlangte ein Heilmittel. Als er geweckt wurde, kam der wissenschaftliche Mediciner in ihm wieder zum Bewußtsein. Er verleugnete den inneren Arzt, der in jedem Mediciner steckt, auch wenn er Geheimrath wäre, gab zwar zu, daß die Recepte von seiner Hand geschrieben seien, meinte aber, er sei einem Zwange unterworfen worden; er würde niemals solche Heilmittel verordnet haben und lehne jede Verantwortlichkeit ab.\*\*) Warum lassen nun die „Sachverständigen“ in den Verhandlungen gegen Sonnambule den Versuch nicht an sich anstellen? Sie riskiren ja nichts dabei, sie, die mit so großer Bestimmtheit sagen, es gebe keinen animalischen Magnetismus und die sensitive Diagnose sei Schwindel.

Manche Magnetisireure behaupten, daß sie unter ihren Händen den Sitz der Krankheiten empfinden — in dieser Hinsicht ist besonders Dr. Kaufmann (s. S. 373) — ja daß die Krankheits Symptome auf sie übergehen. Du Potet rieth daher seinen Schülern, immer ohne Verhörung zu magnetisiren. Dr. Ghrard empfand sogar beim Magnetisiren die Wirkungen derjenigen Arzneien, die er seinen Patienten gegeben hatte. Das Magnetisiren einer Kranken während der Katamnie erzeugte ihm eine Circulationsstörung, die durch den Mastdarm Auswege fand. Hungergefühl eines nächtlich gebliebenen Patienten gieng auf ihn über. Als seine Sonnambule eine Kranke berührte, giengen die Schmerzen im Rücken und in den Beinen nicht nur von der Kranken auf die Sonnambule, sondern von dieser auch auf den Magnetiseur über.†) Alle diese Erscheinungen erklären sich daraus, daß beim Act des Magnetisirens dieselbe obische Verschmelzung eintritt, wie bei der sensitive Diagnose.

Am meisten Anstoß erregt die Behauptung der Sonnambulen, daß sie die Diagnose abwesender Patienten vornehmen können, wenn sie Haare, Wäschestücke, sogar Briefe derselben berühren. Nun ist aber das Ob nachweisbar auf die verschiedensten Stoffe übertragbar, also können solche Gegenstände bei der obischen Diagnose sehr wohl als Vermittler dienen, umso mehr, als das Ob nicht an der Oberfläche haftet, sondern die Körper durchdringt. Jeder Hund belehrt uns, daß der von seinem Herrn in der Hand gehaltene Stein, den er sogar aus dem Wasser herausholt, obisch geladen ist; und wenn er die Spur seines Herrn meistens verfolgt, so zeigt dies, daß sogar der flüchtige Tritts eines Menschen obische Spuren hinterläßt, was vielleicht nicht der Fall ist — der Versuch wäre interessant — wenn der Herr ganz neue Stiefel trägt.

(Schluß folgt.)

## Theater.

„Komödianten“ von Edouard Pailleron. Zum ersten Male im Deutschen Volkstheater am 20. October. „Es war einmal“ von Holger Drachmann. Zum ersten Male im Raimundtheater am 27. October.)

Es ist lustig, wie sich Kluge, auch vermeintlich gerechte, aber eben im Scheine der Gegenwart befangene Menschen oft über das Theater ärgern. Sie klagen, daß es eine unbediente Oeltung hat und mehr Ruhm seinen Leuten bringt, als ihnen gebührt. Politiker gar, andächtig den Mythen der parlamentarischen Künste ergeben, wollen nimmer glauben, daß man Sieg und Fall einer Comödie erkrüster nehmen kann als eines Ministers, und stammeln, daß Mollière berühmter als Colbert, Herr Nabelburg berühmter als der große Staatsrath Schmoller und Girardi berühmter als Herr von Schurweg ist. Das scheint ihnen falsch, weil sie immer nur an die Bühne von heute denken, die sich untreu ist und freilich ihre Würde verkennt. Sie vergeffen, was sie war und wieder werden kann: Seher, Ordner, Architekt der Welt. Sie vergeffen, daß es ihr Amt ist, das Leben zu deuten und durch diese Deutungen die Hörer thätiger, kühner, bewußt an ihre Geschäfte zu schicken.

Das Drama hat das Amt, das Leben zu deuten. Es muß einen Willen zeigen, der sich an den Dingen stößt, ihre Kraft gegen sich löst und durch das Ende dieses Streites ein Gesetz offenbart. Debbel hat

in seinem „Athmatischen und ...“ gesagt: „Nur dadurch, daß es uns veranschaulicht, wie das Individuum im Kampfe zwischen seinem persönlichen und dem allgemeinen Weltwillen, der die That, den Ausdruck der Freiheit, immer durch die Begebenheit, den Ausdruck der Nothwendigkeit, modifiziert und umgestaltet, seine Form und seinen Schwerpunkt gewinnt und daß es uns so die Natur aller menschlichen Handlung klar macht, das beständig, sowie es ein inneres Motiv zu manifestieren sucht, zugleich ein widerstrebendes, auf Herstellung des Gleichgewichtes berechnetes äußeres entbindet — nur dadurch wird das Drama lebendig.“ Und der alte Brunetiere schrieb neulich: „Drame ou vaudeville, ce que nous demandons au théâtre, c'est le spectacle d'une volonté qui se déploie en tendant vers un but, et qui a conscience de la nature des moyens qu'elle y fait servir.“ Es ist das Wesen des Dramas, einen Willen in Zwist mit Mächten und so den Geist des Lebens in eine sinnliche Fabel zu bringen. Je gewaltiger dieser Wille ist, den es über die Erde und an die Sterne greifend zeigt, und je gewaltigere Mächte es gegen ihn zeigt, desto dramatischer wird es wirken und darum ist die Geschichte der Bühne immer eine Geschichte des Willens in ihrem Volke. Sie gebeiht, wenn Helden leben. Sie verstümmert, wenn kleine Begierden kleine Menschen lenken. Aeschylus stand in den Siegen über die Perser, in Calderon schlug das wilde Blut der Conquistadoren, Elisabeth und Shakespear, Lessing und der große Friedrich, und noch das Geschlecht, das den Franzosen das große romantische Drama gab, war zwischen Schlachten unter verhallenden Kanonen empfangen.

Das erklärt den dunklen, aber sicheren Drang der Menge, die Bühne als das unbestechliche Gewissen der Völker und der Zeiten über die anderen Künste, ja über alle Pflichten zu stellen, da alle doch von ihr erst aus der ungestalteten Verworrenheit gehoben und erkenntlich werden. Aber es erklärt auch, warum das Geschlecht vor uns, das Geschlecht zwischen der Romantik und der Moderne, kein Drama haben konnte. Es war kein Geschlecht von Helden. Kleine Begierden lenkten kleine Menschen. Wille fehlte. Seine Väter hatten ihm die Macht erobert. Seine Söhne werden sie verteidigen müssen. Selber sah es an der vollen Tafel und durfte schmauseln. Leidenschaft, die ihm nichts mehr bringen, es nur gefährden konnte, mied es ängstlich. Es war nach großen Thaten von gestern eine Pause in der Geschichte, die heimlich indes unten Kräfte zu großen Thaten von morgen rüsten mochte.

In dieser wesentlich unromantischen Zeit, die doch den Glanz und die Lust der Bühne nicht missen wollte, kam die neue Kunst auf, wenigstens den Schein zu retten und theatralisch zu thun. Findige Betrüger lernten über das Unvermögen zu täuschen. Sie nahmen die alten Formen und blendeten durch fremde gleichnerische Gaben. Dramen gab es nicht mehr. So boten sie Surrogate.

Die „Komödianten“ von Pailleron, die das Deutsche Volkstheater letzten Samstag spielte, und „Es war einmal“ von Holger Drachmann, das das Raimundtheater diesen Samstag spielen wird, sind von dieser Gattung.

Pailleron wußte stets, ohne dramatisch zu sein, theatralisch zu scheinen. Was Aristoteles schon und nach ihm Lessing zuerst vom Dramatiker fordert, fehlt ihm: die Fabel. Die nimmt er immer von Scribe. Selber hat er nichts als Puz und Flitter: Worte, Witze, Epigramme. Er ist kein Geist der Bühne. Er ist nur ein Geist von Tortoni. So kann er kein Drama geben. Es wird immer ein Feuilletou. Dramatisch ist es, Dinge und Menschen auf ihr Wesen zu bringen, daß ihnen der Zufall nichts mehr anhaben kann und ihre Gesetze walten; Feuilletou ist es, Dinge und Menschen auf den Kopf zu stellen, bis sie durch unerdliche, gegen ihr Wesen gewalttame Wirkungen verblüffen. Dramatisch ist es, Dinge und Menschen auf ihre Werte zu bestimmen; Feuilletou ist es, Dinge und Menschen aus ihrer Achse zu verdrängen. Dramatisch ist es, Dinge und Menschen zu dringen; Feuilletou ist es, an Dingen und Menschen zu spielen. Wider die Natur auf die Bühne gezogene, in Rollen abgetheilte, mit geborgten Handlungen verummte Feuilletous sind seine Stücke immer.

Es gelingt ihm nie, Menschen zu gestalten, sondern er erinnert an Gestalten, die man schon kennt, und macht nun zu ihnen, über sie seine Glossen und Späße. Er kann nicht schaffen. Das läßt er andere für sich thun: das Leben oder die Schauspieler. Man denke etwa an seinen Bellac. Wenn man die Formen vergißt, die ihm hier ein fluger Künstler in einer glücklichen Stunde aus sich gab, und den Text der Rolle nimmt, bleiben nur seine Anmerkungen zu einer Gestalt, die fehlt. Sie stecken höchstens ungefähr die Gegend eines Menschen ab und passen auf alle in ihr möglichen Menschen. Man muß den Philosophen Caro oder den Schauspieler Robert kennen, um eine Gestalt hier sehen zu können. Anders erst, nicht der Dichter, geben ihr Blut und Fleisch. Das ist genau das Verfahren des Feuilletouisten. Für den Kenner von Falstaff oder Bismarck wird Paul Vinbau über Falstaff oder Bismarck ganz amüsante Dinge sagen. Aber wer Falstaff oder Bismarck nicht sonst schon kennt, dem wird aus sich Paul Vinbau sie nicht schaffen. Es ist im Wesen des Feuilletouisten, daß er nicht gestalten kann.

In der Wiener Bearbeitung der „Komödianten“, die von einem Analphabeten sein muß, der weder deutsch noch französisch kann und die Gesetze der Sprache so wenig als die Gesetze des Anstandes ahnt, in dieser ganz dummen und phantastisch jämmerlichen Verstümmelung

\*) Aubin Gautier: Revue magnetique, II, 36.

\*\*) Du Potet: Journal du mag. an. XX, 373—374.

\*\*) Principes et procédés du mag. an.

†) Du Potet: Journal XIX, 171—174, 244, 436.